



Abb. 1: Hinrich Wilhelm Kopf, Niedersächsischer Ministerpräsident 1946–1955 und 1959–1961; Künstler: Georg Tronnier

## C. Die niedersächsischen Ministerpräsidenten von 1946–2010

von Teresa Nentwig

### 1. Hinrich Wilhelm Kopf: Der ideale Landesvater

Wir schreiben den August 1919. Im Rahmen seiner Tätigkeit für das Freiwillige Landesjägerkorps erhält der 26-jährige Hinrich Wilhelm Kopf ein Dienstleistungszeugnis, welches ihm das „noetige Zeug zur richtigen Ausuebung politischer Taetigkeit“ konstatiert.<sup>1</sup> Der Hauptmann, der ihm das Zeugnis ausgestellt hat, verfügte über ein feines Gespür, denn genau neun Jahre später, im August 1928, übernahm Kopf das Landratsamt seines Heimatkreises Hadeln. Nachdem er zum 1. Oktober 1932 aus dieser Position entlassen worden war, übte Kopf verschiedene andere Tätigkeiten aus. Doch nach dem Zweiten Weltkrieg sollte seine eigentliche politische Karriere beginnen: Zunächst übte Hinrich Wilhelm Kopf das Amt des Regierungspräsidenten in Hannover, dann das des Oberpräsidenten der Provinz Hannover aus. Daraufhin wurde er erst hannoverscher und dann niedersächsischer Ministerpräsident. Dieses Amt sollte er schließlich viele Jahre innehaben: vom 23. November 1946 bis zum 26. Mai 1955 und vom 12. Mai 1959 bis zu seinem Tod am 21. Dezember 1961.

Der vorliegende Aufsatz greift zunächst den biografischen Hintergrund Hinrich Wilhelm Kopfs auf, um darauf aufbauend der Frage nachzugehen, was ihn in seiner Kindheit und Jugend geprägt haben könnte. In diesem Zusammenhang wird auch seine politische Sozialisation zu behandeln sein. Daran anschließend sollen die persönlichen Voraussetzungen herausgearbeitet werden, die Kopf für das Ministerpräsidentenamt mitbrachte. Der Schwerpunkt des Aufsatzes liegt dann auf der Analyse des Führungsstils, den Hinrich Wilhelm Kopf als Ministerpräsident pflegte. Dabei soll erstens dargestellt werden, wie sich die institutionellen Begebenheiten auf seinen Führungsstil auswirkten. Zweitens ist die Einflussnahme der Zeitumstände auf den Führungsstil von Kopf herauszuarbeiten. Und drittens schließlich wird der Frage nachgegangen, inwiefern sein biografischer Hintergrund seine Art zu führen beeinflusst hat. In diesem Zusammenhang ist beispielsweise auf die persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten Kopfs einzugehen, die seinen Führungsstil ausgezeichnet haben. Ziel dieses Vorgehens ist es, einen Typus politischer Führung zu entwickeln, der die Ministerpräsidentenschaft von Hinrich Wilhelm Kopf gekennzeichnet hat.

<sup>1</sup> Dienstleistungszeugnis vom 20.08.1919 für Kopf vom Hauptmann im Generalstab Essich, früherer Leiter des Aufstellungsstabes des Freiwilligen Landesjägerkorps, in: StABi, Best. 103,4/Personalakten, Nr. A 617, Bl. 5.



Abb. 6: Heinrich Hellwege, Niedersächsischer Ministerpräsident 1955–1959; Künstler: Adolf Wissel

## 2. Heinrich Hellwege: Der konservative Cunctator

von Franz Walter

Er starb, wo er geboren wurde. Nichts charakterisiert Heinrich Hellwege stärker als die Koinzidenz von Anfang und Ausklang seines Lebens, als diese beiden Enden des einen, gleichsam roten Fadens in der Biografie: Heimat, Verwurzelung, Kontinuität, Verortung und Tradition. Die Gemeinde, der er so ein Leben lang zugehörte, war Neuenkirchen, zwischen Stade und Hamburg im *Olland* gelegen, dem Alten Land, mit seinen üppigen Apfel-, Kirsch- und Birnenplantagen. Die Menschen dort, so kann man es in unzähligen heimat-historischen Traktätchen nachlesen, seien bodenständig, nüchtern, ohne übertriebene Hast, natürlich: sturmfest und erdverwachsen.<sup>1</sup> Auf dergleichen Selbstzuschreibungen rekurrierte auch Heinrich Hellwege als Politiker und Propagandist einer dezidiert konservativen parlamentarischen Formation. Die Heimat, als sichere Zufluchtsstätte der familiären Geborgenheit, des dörflichen Zusammenhalts, der Verbundenheit mit der eigenen Scholle – das war nicht nur Lebensform Hellweges, sondern immer auch politisches Programm. Zu Hause sprach er Platt. In Treue stand er zu seiner evangelischen Landeskirche. Den Glauben an Gott hielt er nicht allein für seine persönliche Angelegenheit; auch das war ihm unverzichtbarer Bestandteil einer politischen Ordnung, die er als allgemeinverbindlich anstrebte.

Kurzum: Hellwege war durch und durch ein Mann der Heimat, wurde in der Mitte seines Lebens ranghöchster Repräsentant seiner politischen Heimatbewegung.<sup>2</sup> Als Anführer dieser Heimatbewegung reüssierte der stämmige, dadurch etwas gemütlich wirkende Mann aus kleinmittelständischen Verhältnissen – der Vater führte ein Einzelhandels-geschäft – und ohne akademische Ausbildung durchaus in bemerkenswertem, keineswegs selbstverständlichem Maße. Als seine Partei und auch er diese Heimat hinter sich lassen wollten, national zu dehnen und politisch zu weiten versuchten, sich so von ihren Wurzeln und Ursprüngen lösten, da verließ den niederelbischen Vormann der Heimatbewegung bezeichnenderweise die Fortune.

1 Vgl. Reeken, Dietmar von: Die Gründung des Landes Niedersachsen und die Regierung Kopf (1945–1955), in: Steinwascher, Gerd in Zusammenarbeit mit Schmiechen-Ackermann, Detlef/Schneider, Karl-Heinz (Hrsg.): Geschichte Niedersachsens, Bd. 5: Von der Weimarer Republik bis zur Wiedervereinigung, Hannover 2010, S. 625–681, hier S. 646.

2 Zur Geschichte der Heimatbewegung siehe Bösch, Frank: Das konservative Milieu. Vereinskultur und lokale Sammlungspolitik in ost- und westdeutschen Regionen (1900–1960), Göttingen 2002, S. 58–66.

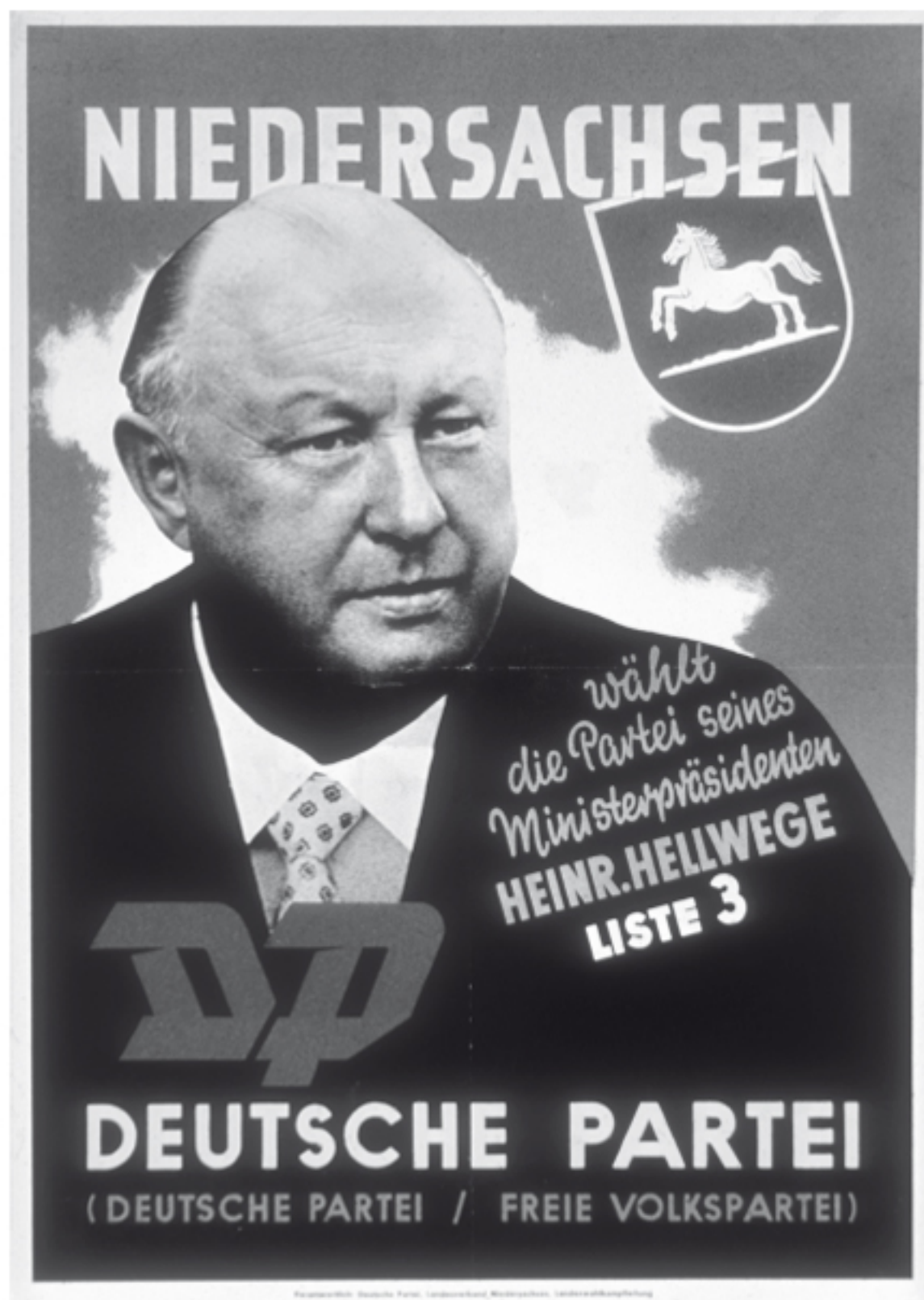


Abb. 7: Wahlplakat der DP zur Bundestagswahl Mitte September 1957

### Beherzter Koalitionswechsel

Und in den Tagen danach sah man alles andere als einen Zauderer. Hellwege handelte zügig und beherzt. Neuwahlen wollte er partout vermeiden; sie hätten ihn gewiss die Macht gekostet. Also ging er forsch auf die Sozialdemokraten zu, mit deren niedersächsischen Repräsentanten er auch im guten Einvernehmen verkehrte. Schon 1955 in seiner Regierungserklärung als frisch gekürter Ministerpräsident hatte Hellwege seinem Vorgänger, Hinrich Wilhelm Kopf, eine schöne Eloge gesungen und ihm die „persönliche Referenz“ erwiesen. Kopf und Hellwege harmonierten, seitdem sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit gemeinsam für die Bildung des Landes Niedersachsen gefochten hatten. Auch Kopf leugnete nicht gewisse Sympathien für die Partei Hellweges. Man hörte den „roten Welfen“ zuweilen von seinem Wunsch nach einer „Arbeiter- und Bauernregierung“ raunen, also von einem Kabinett aus SPD und DP.<sup>102</sup>

Dafür reichten nach dem Koalitionsbruch 1957 die Mandate nicht. Die Christdemokraten mussten mit ins Boot geholt werden. Auch das gelang dem in diesen Tagen ungewöhnlich quirligen Hellwege. Fünf Tage, nachdem er das alte Kabinett beendet hatte, konnte er den Koalitionsvertrag zwischen den drei Parteien, die nun die Regierung bildeten, bekannt geben. Eine Woche weiter war die sehr große Koalition aus DP, SPD und CDU vom Parlament bestätigt und vereidigt. Aus diesem, ja ebenfalls durchaus komplexen Regierungsbündnis von Parteien verschiedener Lager kann man erneut die Lehre mitnehmen, dass keineswegs die an Mandaten stärkste Partei den Regierungschef stellen muss, sondern, wenn die machtpolitische Konstellation es nahelegt, auch die an Wähleranhang schwächste Formation an der Spitze stehen kann. Das hat 1957 nicht jeden sozialdemokratischen Basisaktivisten erfreut. Aber die Drahtzieher in der Führung der Partei sahen den strategischen Mehrwert für die SPD im Bund und im Land deutlich. Bundespolitisch kam es für die Sozialdemokraten darauf an, die Absicht Adenauers zu durchkreuzen, sie an den Rand zu drängen, koalitionspolitisch gleichsam bundesweit zu isolieren. Und im Bundesland Niedersachsen konnte die bis 1955 regierungserprobte und -bewährte Sozialdemokratie jetzt stolz darauf hinweisen, dass die Bürgerlichen ohne die Roten ihren Scherbenhaufen nicht aufgekehrt bekämen. Daraus kristallisierte sich schon die Wahlkampfparole für die Landtagswahl 1959 heraus: „Ohne SPD geht es nicht in Niedersachsen“.

Jedenfalls wurde allgemein konstatiert, dass die zweite Hälfte der Legislaturperiode ohne Skandale verlief, dass es insgesamt politisch weit ruhiger zugeht als in der ersten Hälfte.<sup>103</sup> Den Koalitionsausschuss hatte man gleich zu Beginn wieder abgeschafft. Insofern kann man eine weitere Lektion aus diesem historischen Beispiel komplexer Regierungsbündnisse ziehen: Nicht immer erleichtert eine gleiche Lagerzugehörigkeit verschiedener Parteien, also eine Vielzahl von gemeinsamen Schnittmengen, die Regierungseintracht. Zwischen 1957 und 1959, als vieles geräuschloser und disziplinierter vonstatten ging, rieben sich Hellwege und seine Partei kaum einmal an dem sozialdemokratischen Koalitionspartner, eher und stärker dafür an den vermeintlichen Freunden von der Christdemokratie aus der gemeinsamen Fraktionsassoziation im Landtag. Die beiden Parteien, DP und CDU mithin, rivalisierten zunehmend um eine ähnliche Klientel. Und die

<sup>102</sup> Vgl. Schmidt: Hellwege, a. a. O., S. 145.

<sup>103</sup> Vgl. ebd., S. 169; Beyer/Müller: Hellwege, a. a. O., S. 166.



Abb. 10: Georg Diederichs, Niedersächsischer Ministerpräsident 1961–1970; Künstler: G. Stein

### 3. Georg Diederichs: Der Landesstiefvater

von Frauke Schulz

#### *Das rote Schaf der Familie: Diederichs' politische Sozialisation*

Georg Diederichs' Lebensweg zeichnete seinen Aufstieg zum sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Niedersachsens zunächst keineswegs vor: Am 2. September 1900 kam er zur Welt als jüngstes von sieben Geschwistern einer Apothekerfamilie in der Kleinstadt Northeim, die im Süden der Provinz Hannover lag. Zwei Kinder der Familie starben jedoch früh, sodass er mit drei Brüdern und einer Schwester aufwuchs. Die Eltern nahmen dazu noch zwei Kinder von verstorbenen Verwandten auf, die auch in der Familie groß wurden. Dem Vater, Georg Diederichs senior, gehörte die ortsansässige Rats-Apotheke, die sich seit 1815 in der Hand der Familie befand. Die Familie seiner Mutter hatte in der Northeimer Geschichte bereits eine Reihe von Senatoren und Ratsherren gestellt.<sup>1</sup>

Northeim war zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine wachsende, florierende Stadt, die vor allem von ihrer guten Eisenbahnanbindung profitierte.<sup>2</sup> Industrie gab es im Ort eher wenig. Handel und traditionelles Handwerk sowie unterschiedliche Verwaltungszweige stellten die weitaus bedeutenderen Arbeitgeber dar. Etwa ein Drittel der Arbeitnehmer fand im öffentlichen Dienst eine Beschäftigung. Durch die gesicherten Einkommen der Einwohner war die ökonomische Situation in der Stadt dementsprechend stabil, die Abhängigkeit vom Staat gleichwohl stark.<sup>3</sup> Diese Erwerbssituation führte zu einer breiten bürgerlichen Schicht, die sich auch im politischen Klima der Stadt niederschlug: Die bürgerlichen Kräfte waren eindeutig vorherrschend und gaben in Ermangelung tatsächlicher Konkurrenz aus anderen politischen Spektren ein ausdifferenziertes Bild ab. Sowohl liberale als auch konservative und traditionalistisch-welfische Tendenzen grenzten sich in den verschiedenen bürgerlichen Parteien voneinander ab. Eine klare Vormachtstellung nahm dabei die Nationalliberale Partei (NLP) ein. Northeim war traditionell nationalliberales Terrain, bei Reichstagswahlen erhielt die NLP für gewöhnlich um die sechzig Prozent der Stimmen, teilweise auch weitaus mehr.<sup>4</sup>

1 Vgl. Beyer, Helmut/Müller, Klaus: Georg Diederichs, in: dies.: Der Niedersächsische Landtag in den fünfziger Jahren. Voraussetzungen, Ablauf, Ergebnisse und Folgen der Landtagswahl 1955, Düsseldorf 1988, S. 117-135, hier S. 123.

2 Vgl. Just, Ekkehard: Northeim um 1900, in: Heimat- und Museumsverein für Northeim und Umgebung e. V. (Hrsg.): Northeim im 20. Jahrhundert, Northeim 2002, S. 1-6, hier S. 6.

3 Vgl. Allen, William Sheridan: „Das haben wir nicht gewollt!“ Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt 1930–1935, Gütersloh 1966, S. 21.

4 Vgl. Just, Ekkehard: Northeim 1848–1948. Der lange Weg zu Freiheit und Demokratie, Northeim 1992, S. 62 f.



Abb. 11: Georg Diederichs im Jahr 1964: Auftreten eines britischen Gentlemans

Ihm gab der Regierungschef folgende Antwort:

„Die Verwendung von Gruß- und Höflichkeitsformen und -formeln gehört zu den mir verfassungsmäßig garantierten Freiheitsrechten (Stürmische Heiterkeit.), insbesondere beim Umgang mit dem obersten Organ des Landes, so lange ich die Mindestgrenze nicht unterschreite. (Erneute Heiterkeit.)

Was den begrifflichen Realitätsgehalt von Höflichkeitsformeln anbelangt, so mache ich mir die Lebensweisheit von Wilhelm Busch zu eigen, der schrieb:

Da lob ich mir die Höflichkeit,  
das zierliche Betrügen;  
Du weißt Bescheid,  
ich weiß Bescheid,  
und allen machts Vergnügen!“

(Stürmische Heiterkeit und Beifall im ganzen Hause.)<sup>78</sup>

Als Diederichs 1957 Sozialminister wurde und damit erstmals Regierungsverantwortung übernahm, bewirkte das eine graduelle Veränderung in seinem Auftreten im Landtag. Da er nun selbst die Regierungspolitik mitbestimmte, konnte er deren Richtung nicht mehr so scharfzünftig wie etwa noch als stellvertretender Fraktionsvorsitzender in der Opposition kommentieren. So hielt er sich mit den berühmt-berüchtigten pointierten Zwischenrufen fortan stärker zurück.

Zusammenfassend bleibt herausstechend, dass Diederichs' Herkunft und auch sein daher stammender Habitus<sup>79</sup> oftmals als Kontrast zu seiner Parteizugehörigkeit empfunden wurden. Unter den vielen „kumpelhaften“ Genossen hob er sich als derjenige ab, dessen Bedürfnis nach Distanz es entsprach, dass nur alte Freunde ihn mit *du* anspra-

78 Zit. nach Nowak, Josef: Lachender Landtag – Jugendjahre eines Parlaments, Hannover 1978, S. 31 f.

79 Vgl. zum Habitus-Begriff, geprägt durch Pierre Bourdieu: Kraus, Beate/Gebauer, Gunter: Habitus, Bielefeld 2002.

chen. Dass der gutbürgerliche Apothekersohn mit den Schmissen im Gesicht ein Sozialdemokrat noch aus Zeiten der Weimarer Republik – lange vor Godesberg – war, ist an sich bemerkenswert. „Georg Diederichs war einen Weg gegangen, der ihm bei seiner Geburt keineswegs vorgezeichnet war.“<sup>80</sup>

### Nachfolger gesucht: Wieso Diederichs Ministerpräsident wurde

1961 starb der langjährige Ministerpräsident Hinrich Wilhelm Kopf. In der SPD wurde unverzüglich mit der Suche nach einem Nachfolger begonnen, es sollte möglichst wenig Zeit bis zu dessen Kür vergehen, um keinen Raum für politische Unklarheiten oder taktische Manöver der oppositionellen CDU zu gewähren. Es kristallisierten sich zwei Kandidaten heraus: Georg Diederichs und Alfred Kubel.<sup>81</sup> Beide wurden als potenzielle Erben des roten Welfen gehandelt.<sup>82</sup> Die Chancen des damaligen Landwirtschaftsministers Kubel erschienen dabei im direkten Vergleich aussichtsreich: Er war direkt nach dem Zweiten Weltkrieg bereits für kurze Zeit Ministerpräsident des Landes Braunschweig gewesen, bevor dies 1946 mit anderen Regionen zum Flächenland Niedersachsen zusammengeschlossen wurde. Er hatte darüber hinaus seit Landesgründung fast durchgehend Ministerämter in verschiedensten Ressorts bekleidet. Diederichs war zwar ebenfalls seit vielen Jahren im politischen Geschäft, jedoch war sein Aufstieg über die kommunale Ebene und den Parlamentarischen Rat weniger steil und weniger stringent gewesen. Auch war er durch die lange Zeit als bloßer Abgeordneter in der niedersächsischen Landespolitik weniger präsent als Kubel. Wieso also gab die niedersächsische SPD schließlich Diederichs den Vorzug? Die Gründe hierfür dürften einerseits in den verschiedenen politischen Lebensläufen von Diederichs und Kubel gelegen haben, andererseits in ihren unterschiedlichen Persönlichkeiten. Der neue Ministerpräsident musste ein Mann besonderen Zuschnitts sein, der die Würden des Amtes angemessen tragen und der zugleich adäquat auf die tagespolitischen Gegebenheiten reagieren konnte.

Enorme Wirkungskraft hatte in dieser Hinsicht sicherlich die landespolitische Agenda, an deren oberster Stelle Anfang der 1960er Jahre die Konkordatsfrage stand<sup>83</sup>, also eine Einigung mit der katholischen Kirche über das Fortbestehen von Bekenntnisschulen. Das zu diesem Zeitpunkt äußerst kontroverse Thema verlangte nach einem Politiker mit Einfühlungsvermögen und Taktgefühl. Die Vorgeschichte des Konkordats lag in einem neuen Ansatz der Bildungspolitik begründet. Die traditionellen Konfessionsschulen wurden nach und nach von konfessionsübergreifenden Schulen abgelöst. Zwar war im Gesetz von

80 Gabriel, Sigmar: Georg Diederichs – Ein Mann der ersten Stunde beim Aufbau der Demokratie nach 1945. Ansprache des Niedersächsischen Ministerpräsidenten zur Feierstunde zum 100. Geburtstag des früheren Ministerpräsidenten Dr. Georg Diederichs am 2. September 2000 in der Northeimer Stadthalle, in: Heimat- und Museumsverein für Northeim und Umgebung e. V. (Hrsg.): Northeimer Jahrbuch, Northeim 2000, S. 124-131, hier S. 130.

81 Zu Alfred Kubel ausführlich Kapitel 4 im vorliegenden Band..

82 Vgl. Weigert, Peter: SPD nominiert profilierten Einzelgänger zum Kronprinzen, in: DIE WELT, 12.11.1969.

83 Vgl. Münkler, Daniela: Von Hellwege bis Kubel. Niedersachsens politische Geschichte von 1955 bis 1976, in: Steinwascher, Gerd in Zusammenarbeit mit Schmiechen-Ackermann, Detlef/Schneider, Karl-Heinz (Hrsg.): Geschichte Niedersachsens, Bd. 5: Von der Weimarer Republik bis zur Wiedervereinigung, Hannover 2010, S. 683-734, hier S. 688 f.



Abb. 14: Alfred Kubel, Niedersächsischer Ministerpräsident 1970–1976; Künstler: Peter Voigt

#### 4. Alfred Kubel: Die „Mehrzweckwaffe“<sup>1</sup> der SPD

von Frauke Schulz

Der Ministerpräsident Alfred Kubel ist den meisten Niedersachsen wahrscheinlich wegen des Paukenschlags zum Ende seiner Amtszeit in Erinnerung geblieben: Altersbedingt wollte Kubel zur Hälfte seiner zweiten Legislaturperiode wie geplant abdanken, doch völlig überraschend wählten die Abgeordneten anstelle seines auserkorenen Nachfolgers den Konkurrenten von der CDU, Ernst Albrecht<sup>2</sup>, zum Regierungschef. Die Mehrheit der SPD-FDP-Koalition im Landtag war äußerst knapp gewesen und einige Abweichler hatten ausgereicht, um die Wahl zu torpedieren. Dieses Ereignis, das Kubel zutiefst enttäuschte und einen dunklen Schatten auf seine politische Karriere warf, ist bis heute ein ungeklärtes niedersächsisches Mysterium.

Der Eklat ist mittlerweile untrennbar mit Kubels Namen verbunden, was den Blick auf seine Amtszeit retrospektiv verzerrt. Denn chaotische Zustände und Ungereimtheiten gehörten keineswegs zu den Charakteristika seiner Regierungszeit. Nachfolgend sollen daher einige Erzählstränge entsponnen werden, die die politische Biografie Alfred Kubels – abseits der misslungenen Amtsübergabe 1976 – kennzeichnen.

##### *Vor-politische Prägungen: Kaufmann, Autodidakt und Nelsonianer*

Alfred Kubel wurde 1909 als Sohn des Klempners Hermann Kubel und seiner Frau Anna, einer Jute-Spinnerin, ins Braunschweiger Arbeitermilieu hineingeboren. Die Industrie der Stadt florierte bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts, zum Ende des Siècle setzte die Phase der Hochindustrialisierung ein. Die Region erlebte seit etwa 1905 einen weiteren wirtschaftlichen Aufschwung, das Baugewerbe sowie die Nahrungsmittelindustrie boten zahlreiche Arbeitsplätze.<sup>3</sup> Sowohl die anwachsende Arbeiterschaft als auch die Unternehmer waren dabei bereits früh in Interessenvertretungen organisiert, die Braunschweiger Gewerkschaftsbewegung zählte zu den ältesten Deutschlands.<sup>4</sup>

1 Der Begriff geht zurück auf Fritz Erler, vgl. o. A.: My fair Daddy, in: DER SPIEGEL, 17.11.1969.

2 Zu Ernst Albrecht und zum Wechsel an der Regierungsspitze aus dessen Perspektive vgl. Kap. 5 in diesem Band.

3 Vgl. Ludwig, Hans-Ulrich: Das Herzogtum Braunschweig im Ersten Weltkrieg, Braunschweig 1984, S. 16 ff.

4 Vgl. Boll, Friedhelm: Arbeitskampf und Region. Arbeitskämpfe, Tarifverträge und Streikwellen im regionalen Vergleich 1871–1919, in: Ritter, Gerhard A. (Hrsg.): Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, München 1990, S. 379-414, hier S. 408.



Abb. 17: Ernst Albrecht, Niedersächsischer Ministerpräsident 1976–1990; Künstler: Roger Baron

## 5. Ernst Albrecht: Wenn aus Lehrjahren Herrenjahre werden

von Christian Werwath

In der Niedersächsischen Staatskanzlei hängen Porträts von jedem Ministerpräsidenten. Der Künstler Roger Baron, der Ernst Albrecht auf die Leinwand bannte, gibt ganz unumwunden zu, dass er sich zwar eine klare Meinung von seinem Auftraggeber bilde, doch dass er letztlich die Menschen so male, „wie sie sich sehen“<sup>1</sup>. Doch hatte es Baron bestimmt nicht leicht, denn die Beschäftigung mit Ernst Albrecht führt den interessierten Beobachter anfangs in die Irre. Albrecht galt in der Wahrnehmung vieler als ein Ministerpräsident, der selbst schlechte Botschaften mit einem Lächeln verkaufen konnte, der während seiner Amtszeit zu einem anerkannten Ministerpräsidenten der Niedersachsen und eines Gros der deutschen Bevölkerung avanciert ist. Er galt als liberaler CDU-Politiker und gleichzeitig als ein konservativer Bildungsbürger, dem das christliche Menschenbild in Form der Nächstenliebe und der Gleichheit in Ungleichheit aller Menschen stets als politische Norm diene. Besondere Eigenschaften wie die persönliche Unnahbarkeit Ernst Albrechts sowie seine autokratischen Führungselemente fielen medial wenig ins Gewicht. Für seine Gegner jedoch waren sie die größten Ansatzpunkte für bisweilen bisige Ironie und harsche Kritik.

Der niedersächsische Ministerpräsident Ernst Albrecht spielte 14 Jahre lang auf der Klaviatur der Möglichkeiten, die ihm das Amt zur Verfügung stellte. Doch am Ende seiner Ministerpräsidentschaft zeigte sich, dass seine ersten Jahre die wichtigsten waren. Die Lehrjahre waren seine Herrenjahre.

### *Annäherung an einen Unnahbaren*

Im Jahr 1957 veröffentlichte Helmut Schelsky ein Buch mit dem Titel „Die skeptische Generation“. Schelsky befasste sich mit der Politikferne derjenigen, denen das Schockerlebnis von 1945 in jungen Jahren gemein war: Jürgen Habermas, Jahrgang 1929, sah die eigene Geschichte „plötzlich in ein Licht getaucht, das alle wesentlichen Aspekte schlagartig anders erscheinen ließ. Man sah plötzlich, daß es ein politisch kriminelles System war, in dem man gelebt hatte. Das hatte ich mir nie vorgestellt.“<sup>2</sup> Die sogenannte Flakhelfer-Generation erlebte das Ende des Krieges, die Hungerwinter und erfuhr von den Gräueltaten ihrer einstigen politischen Repräsentanten. Aus diesen Erfahrungen ist nach Schelsky eine „skeptische Generation“ entstanden. Sie findet ihren Ausdruck in einer auffallenden Politikferne und einer misstrauischen Distanz gegenüber ideologischen Angeboten aller Art. Die Nachkriegsjugend, so Schelsky, sei „nüchtern, pragmatisch, ideologiefremd orientiert“<sup>3</sup>. Es ist „das Portrait einer Jugend, die die sogenannte ‚Stunde Null‘ als elementare Verunsicherung erlebt – haltlos, vaterlos, geschichts- und traditionslos.

1 Zit. nach Münchhausen, Anna von: Die Nase muß stimmen, in: DIE ZEIT, 19.11.1982.

2 Zit. nach Hacke, Jens: Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik, Göttingen 2006, S. 29.

3 Zit. nach Herbert, Ulrich: Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert, in: Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003, S. 103 f.



Abb. 22: Absolute Mehrheit! Schröders Freude am Wahlabend 1994 war zunächst größer als bei den Genossen.

Schoppe hatte so auf ihrem Gebiet großen Spielraum.<sup>98</sup> Überhaupt schien die Regierung Schröder von der Mischung aus dem geselligen Miteinander<sup>99</sup> auf der einen Seite und der autokratischen Entscheidung auf der anderen Seite zu leben.

Im Regierungsalltag war Schröder hingegen ein anderer. Dort galt er als ein hektischer und launischer Charakter, wie dies bereits aus seinen Oppositionsjahren bekannt war – „hektisch, fordernd, launisch, autoritär“, charakterisierte etwa die taz den „Möchtegern-Kanzler“.<sup>100</sup> Seine Kabinettsrunden galten nicht ohne Grund als wenig debattenfreudige Runden, in denen Mitarbeiter auch schon mal rüde abgekanzelt wurden, wenn Schröder gerade zu ungeduldig war oder es ihm zu lange dauerte.

Von diesen Charakterzügen bekam die Öffentlichkeit nicht viel mit, hier dominierte Schröders „antrainiertes Strahlglück“<sup>101</sup>. In jedem Falle: Schröder fuhr insgesamt gut mit dem, wie er agierte. Bei der Landtagswahl 1994 erlangte er, wenn auch überraschend, die absolute Mehrheit der Sitze im Landesparlament und konnte fortan allein regieren. Eine Szene am Wahlabend beschreibt, wie Schröder mit seinem Regierungsstil offenbar mit dem SPD-Landesverband gebrochen hatte: „Rot-Grün, rot-grün!“ riefen die SPD-Anhänger am Wahlabend 1994, als Schröder den Saal betrat. Und das obwohl die

98 Vgl. Herres/Waller: Gerhard Schröder, a. a. O., S. 101.

99 Vgl. ebd., S. 96.

100 Voges, Jürgen: Ich, Schröder, a. a. O.

101 Posche: Gerhard Schröder, a. a. O., S. 54.

Alleinregierung der SPD so gut wie feststand.<sup>102</sup> Nur jeder vierte Genosse wollte ihn im März desselben Jahres „in Hannover unkontrolliert am Werk sehen“<sup>103</sup>. Schröder hatte in diesen vier Regierungsjahren nicht den Kontakt zur Parteibasis gesucht. Er praktizierte bereits zu diesem Zeitpunkt einen Regierungsstil, der recht klar von der Parteiarbeit abgetrennt war. Kurz: Die SPD war bereits zu diesem Zeitpunkt eher Mittel zum Zweck – zum Machterhalt in Niedersachsen und zum Machtgewinn im Bund. Mit anderen Worten: Schröder war kein Parteimann, obwohl er über sie, nicht mit ihr, groß geworden war.

### Der „absolute Schröder“

Das war durchaus ein Makel, denn er wollte bekanntermaßen noch höher hinaus. Niedersachsen sollte nicht seine letzte Station sein. Er hatte jedoch machtvolle Gegenspieler in der Bundes-SPD, die in der Partei weitaus stärker verankert waren, die mit und nicht gegen die Partei agierten. Auf Bundesparteitagen galt Schröder zwar als erfolgreicher Ministerpräsident, aber er war nicht beliebt und hatte auch keine allzu starke Lobby. Mediale Omnipresenz stärkt und schwächt innerhalb der Partei zugleich. Zum einen, weil die bundesweite Aufmerksamkeit die Persönlichkeit quasi automatisch für höhere Posten und Ämter prädestiniert, und andererseits, weil innerparteiliche Gegner durch Kritik am Medienidol ebenfalls schnell Aufmerksamkeit erhalten. Zudem treibt der mediale Apparat die mit Öffentlichkeit bevorteilten Politiker vor sich her, immer neue Höhepunkte müssen in Schlagzeilen umgesetzt werden. Das zwingt zu riskanten und vorschnellen Entscheidungen, demnach auch mal zu Fehlern.

Wie bewusst Schröder dieses Risiko war, ist nicht bekannt. Aber er erkannte offenbar, dass er die Partei nicht gänzlich übergehen konnte, wenn er gegen seinen Konkurrenten um die nächste Kanzlerkandidatur, Oskar Lafontaine, eine Chance haben wollte. Also übernahm Schröder im Handstreich den Landesverband der SPD in Niedersachsen von Johann Bruns. Damit hatte Gerhard Schröder auf Bundesparteitagen eine stattliche Zahl von Delegierten aufzubieten und gehörte schnell zu den entscheidenden Lenkern der Parteitage.

Niedersachsen blieb, so schien es, bei alledem aber im Mittelpunkt. Bereits am Wahlabend machte der Begriff des „absoluten Schröders“ die Runde.<sup>104</sup> Und in der Tat: In den folgenden vier Jahren praktizierte Schröder von der Fraktion weitgehend abgekoppelte Regierungsarbeit, die im Kabinett zu Unbehagen führte. Seine Minister fühlten sich übergangen. Doch Schröder hatte damit Erfolg. Es gelang ihm dabei, als der Ministerpräsident der Niedersachsen, eher als deren Vorkämpfer denn als Landesvater aufzutreten. Seine Kampagnen, seine direkte, manchmal etwas rohe Sprache kamen im Flächenland Niedersachsen an. Dazu bereiste der Ministerpräsident das Land, hielt launige Reden, begeisterte auf Marktplätzen und Schützenfesten. Das war man zuvor nur von dem Landesvorsitzenden der CDU in Niedersachsen, Wilfried Hasselmann, gewohnt, von Vertretern der Sozialdemokraten eher nicht. Schröder bediente die Neugier der Menschen durch Geschichten aus dem Privaten und zeigte sich immer wieder in der Menge. Scheu,

102 Vgl. Hogrefe: Rot-Grün, a. a. O., S. 81.

103 Noack, Hans-Joachim: „Durchtriebener Hund“, in: DER SPIEGEL, 07.03.1994.

104 Bannas: Gerhard Schröder, a. a. O., S. 304.

phylaktischen Sozialpolitik“ begründet hatten.<sup>7</sup> Die schwedischen Verhältnisse gefielen Glogowski; hier fand er in vielerlei Hinsicht sein Credo, auch seine eigene Lebensgeschichte erfüllt. Der Staat hatte dafür zu sorgen, so die schwedischen Sozialdemokraten und so auch Glogowski, dass allen Bürgern gleiche Chancen auf soziales Fortkommen materiell garantiert waren. Der Schlüssel dafür lag in der Bildung. Im Ergebnis sollten sich dann diejenigen durchsetzen, die sich als besonders begabt und lernfreudig erwiesen. Das Sozialdemokratische an diesem Konzept war, dass Leistung statt Herkunft prämiert wurde, vor allem aber: dass sich die Besten, die sich in diesem meritokratischen Prozess behaupten, im Anschluss um die Schwächeren sozial und politisch zu kümmern hatten.

Man mag das als Grundüberzeugung noch der alten Sozialdemokratie gutheißen. Man kann diese Einstellung aber auch als neopatriarchalische Wandlung des frühen Sozialismus zu einem bevormundenden Fürsorgestaat kritisieren, wie das vor einigen Jahren, auf die österreichischen Sozialisten bezogen, der Wiener Philosoph Rudolf Burger getan hat:

Die Partei wurde „moralisch rosa“ (Kracauer), sie nahm selbst die Charakterzüge des strebsamen Angestellten an, aus deren Reihen sie sich zunehmend rekrutierte, wie sie von jedem Personalchef geliebt werden. Im Verbund mit der Gewerkschaft übernahm sie zunehmend die Rolle einer paternalistischen Sozialpolizei, die über den sozialen Frieden wachte. Das Ziel ist schon lange kein Sozialismus mehr, sondern eine moderate Modernität, vielleicht noch die Erhaltung des „Wohlfahrtsstaats“, obwohl auch der immer mehr in die Binsen geht.<sup>8</sup>

In der Tat zeigte vieles von dem, was sozialdemokratische Kommunalpolitiker in Braunschweig praktizierten, erstaunliche Parallelen zu den gemeindepolitischen Gepflogenheiten der Sozialdemokraten in Wien auf. Auch die Analogie zum politischen Selbstverständnis der „Kümmersozialdemokraten“ im Ruhrgebiet der 1950er bis 1980er Jahre fiel ins Auge. Gewiss etwas böse formuliert: Selbst eine Nähe zur Basisphilosophie des rheinisch-pfälzischen politischen Katholizismus ist schwer zu übersehen. Adenauers Formel „man kennt sich, man hilft sich“ hätte auch Glogowski jederzeit im Mund führen können. Und die politische Machttechnik Helmut Kohls, über persönliche Netzwerke und Seilschaften Loyalitäten herzustellen, über Vergünstigungen Treuebeziehungen zu knüpfen, verwendete Glogowski nicht weniger entschlossen als sein Kollege aus Mainz, den es für 16 Jahre an die Spitze der Republik getragen hatte. Von einem „System Glogowski“ war in Braunschweig bezeichnenderweise auch schon in den 1990er Jahren die Rede.<sup>9</sup> Andere beklagten bissig den „Braunschweiger Klüngel“, ein Begriff, den Glogowski verständlicherweise überhaupt nicht goutierte. Er bevorzugte stattdessen die Selbstzuschreibung „Freundeskreis für Braunschweig“<sup>10</sup> und bestand darauf, dass dergleichen politische Freundschaften ganz unverzichtbar für eine vernünftige Gestaltung jedes ordentlichen Gemeinwesens seien.

7 Zu den Myrdals vgl. Marg, Stine/Walter, Franz: Intellektuelle Ehepaare. Die Webbs, die Myrdals und das „Social Engineering“, in: *Indes. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft*, Herbst 2011, S. 105–114.  
8 Burger, Rudolf: Vom Ende eines schönen Traums, in: Maimann, Helene (Hrsg.): *Die ersten 100 Jahre. Österreichische Sozialdemokratie 1888–1988*, Wien 1988, S. 266 f., hier S. 267.  
9 Vgl. Gösmann, Sven: Seit Oktober regiert Sie Herr Glogowski, in: *Braunschweiger Zeitung*, 31.12.1998.  
10 Siehe das Interview von Ralph-Herbert Meyer mit Gerhard Glogowski („Ich habe mich verlassen gefühlt“), in: *Braunschweiger Zeitung*, 30.01.2003.

Im langen historischen Rückblick hätte Glogowski zahlreiche Belege für seine Ansicht finden können. Den Freundschaftsbund als sicherer Ausgangspunkt für die Politik belobigte bereits Aristoteles, und der war in der griechischen Polis allenthalben konstitutiv. Die römische Politik war ebenfalls durch einen dichten Klientelismus charakterisiert, der als „amicitia“ firmierte. Das System der Freundschaftsallianzen erstreckte sich ebenfalls über die Jahrzehnte des Mittelalters.<sup>11</sup> Der Experte für die Funktionsweise politischer Freundschaften, Vincenz Leuschner, urteilt daher: „In jeder historischen Epoche fanden sich rund um die Mächtigen Kreise dauerhafter persönlicher Beziehungen, die als Unterstützungssystem im Kampf um politische Macht eingesetzt wurden, um Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen, abzusichern oder zu erweitern. Mit politischen Freundschaften verbundene Handlungsweisen, wie die gegenseitige Hilfe oder Schutz, galten lange als Ausdruck politischer Tugend und waren selbstverständlicher Bestandteil politischen Handelns.“<sup>12</sup>

Nur, mit der Aufklärung, mit der Moderne, mit dem Postulat staatsbürgerlicher Gleichheit und Rationalität gerieten die informellen Freundschaftszirkel als Lenker der politischen Macht in Misskredit. Mit dem Anspruch von Demokratie, von Volksherrschaft, von Öffentlichkeit und Diskursen waren die meist im Arkanbereich verborgen operierenden Kleingruppen interessenmäßig verwobener Notabeln schwer kompatibel. Sie verschwanden nicht aus der Politik, sie bildeten weiter bemerkenswert stabile Pfeiler von

11 Vgl. Leuschner, Vincenz: „Politische Freundschaften“ – Informelle, persönliche Beziehungen politischer Führungsgruppen zwischen privater und öffentlicher Sphäre, online einsehbar unter [http://www.oegpw.at/tagung06/papers/ak2\\_leuschner.pdf](http://www.oegpw.at/tagung06/papers/ak2_leuschner.pdf) [eingesehen am 22.10.2011].  
12 Leuschner, Vincenz: Geben und Nehmen. Die informelle Struktur politischer Freundschaften, in: *polar* #5, online einsehbar unter [http://www.polar-zeitschrift.de/polar\\_05.php?id=237](http://www.polar-zeitschrift.de/polar_05.php?id=237) [eingesehen am 22.10.2011].



Abb. 24: Wahlplakat zur Kommunalwahl 1976 – Glogowski will Oberbürgermeister in Braunschweig werden



Abb. 27: Sigmar Gabriel, Niedersächsischer Ministerpräsident 1999–2003; Künstlerin: Tania Jacob

## 8. Sigmar Gabriel: Als Lehrling in der Staatskanzlei

von David Bebnowski und Daniela Kallinich

Reflektiert man im Jahr 2012 über die politische Karriere Sigmar Gabriels, wird seine Ministerpräsidentschaft in Niedersachsen wohl selten Element längerer Gedankengänge sein. Sicher, im Jahr 1999 kam die politische Karriere Gabriels erstmals wirklich in Schwung. Er stieg als bis dahin jüngster Amtsinhaber auf dem sich langsam neigenden Scheitelpunkt der Macht Gerhard Schröders zu einem von damals insgesamt neun sozialdemokratischen Ministerpräsidenten der Republik auf. Allerdings sollte diese Amtszeit, wie auch die vieler anderer Sozialdemokraten, die sowohl Amt als auch Zeitpunkt mit Gabriel teilten, seine einzige bleiben. Im Abwärtssog der Bundes-SPD, so die gängige Interpretation, verlor er vier Jahre später sein Amt an den heutigen Bundespräsidenten Christian Wulff.<sup>1</sup> Dementsprechend werden mit Sigmar Gabriel heute wohl vornehmlich andere politische Ämter und Wegmarken in Verbindung gebracht. Zum Beispiel seine Amtszeit als Bundesumweltminister während der letzten Großen Koalition, in der er hohe Beliebtheitswerte auf sich vereinen konnte, oder sein Risikospiele vor der Bundestagswahl 2009, bei der er – ohne Listenplatz angetreten – einen überzeugenden Sieg im heimischen Wahlkreis feiern konnte. Ebenso dürfte sich rasch das Bild eines gewiss nicht uncharismatischen Politikers einstellen, das durch seinen zupackenden Politikstil, sein kraftstrotzendes Auftreten sowie seine bisweilen donnernde Rhetorik genährt wird. Nimmt man diese Beobachtungen zum Ausgangspunkt, erscheint die Einstufung als Hoffnungsträger der SPD und die Wahl zum Bundesvorsitzenden der Partei im Jahr 2009 nachvollziehbar.

Allerdings sollte man auch bei der Betrachtung der politischen Karriere Sigmar Gabriels versuchen, die ganze Geschichte zu erzählen. Denn der heutige Bundesvorsitzende der SPD ist einer der wenigen Politiker, die in jungen Jahren hoch aufstiegen, um danach ebenso steil abzustürzen. Nach der verlorenen Landtagswahl folgte das wenig rühmliche Kapitel als Pop-Beauftragter der SPD, das ihm in Anlehnung an den Alt-Punkrocker Iggy Pop den Spitznamen *Siggi Pop* einbrachte.<sup>2</sup> Betrachtet man die Karriere Gabriels also über einen längeren Zeitraum hinweg und versucht hinter die Fassade an Eigenschaften zu blicken, die zu seiner Beschreibung im Feuilleton bemüht werden, stößt man neben politischen auch auf einige biografische Aporien. Ebenso entdeckt man in der Amtsführung Gabriels als Ministerpräsident jedoch auch manche Kontinuität zu seinen späteren Ämtern. Bei alledem kommt man schon nach kurzer Zeit der Recherche kaum umhin, festzustellen, dass für Gabriel mit dem Beginn seiner Zeit als Ministerpräsident die eigentliche politische Lehrzeit begann. Denn der Goslarer hatte vorher kaum politische Führungsämter besetzt, keine Behörden und Institutionen geleitet. Vieles war ihm aufgrund mangelnder gleichaltriger Konkurrenten, die es mit ihm und seiner Persönlichkeit hätten aufnehmen können, schlichtweg zugeflogen. Nun lernte er hier jedoch durchaus

<sup>1</sup> So beispielsweise Peter Lösche im Interview. Vgl. o. A.: Wahlkämpfer Gabriel attackiert Eichel, in: DIE WELT, 27.01.2003.

<sup>2</sup> Vgl. Volkery, Carsten: Siggi Pop nimmt Kurs Berlin, in: Spiegel Online, online einsehbar unter <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,313937,00.html> [eingesehen am 23.10.2011].



Abb. 30: Christian Wulff, Niedersächsischer Ministerpräsident 2003–2010;  
Künstler: Christoph Wetzel

## 9. Christian Wulff: Vom Oppositionspolitiker zum Landesvater

von Christian Werwath

Wie wird man niedersächsischer Ministerpräsident? Die Antwort von Christian Wulff müsste wohl lauten: zuvorderst durch glückliche Umstände und einen langen Atem. Beinahe zwei Jahrzehnte hat es gedauert, bis Christian Wulff vom unbekanntem Kommunalpolitiker und jungen Rechtsanwalt zum populären Ministerpräsidenten und bekannten Medienliebling avancierte. Bemerkenswert dabei ist, dass die Person Christian Wulff bei seinen ersten Anläufen als Spitzenkandidat für die Wahlentscheidung eher ein Hindernis denn ein Vorteil war. Er galt lange Zeit als blass, langweilig, Führungsschwach und unsicher. Zur Landtagswahl 2003 fiel ihm das Amt dann geradezu in den Schoß. Nur fünf Jahre später hatten sich die Vorzeichen komplett umgekehrt: Christian Wulffs Persönlichkeitswerte wurden zum Wahlkampfslager, kein Plakat, kein Flyer, auf dem nicht sein Konterfei zu sehen war.

Bereits gegen Ende des Jahres 2004, zwei Jahre nach dem Amtsantritt als seiner Zeit jüngster Ministerpräsident Deutschlands<sup>1</sup>, wurde er von den meinungsführenden Medien als politischer Hoffnungsträger und möglicher Kanzlerkandidat ins Spiel gebracht. Der CDU-Politiker kam in der personengebundenen Berichterstattung während des Zeitraumes vom 1. Januar 2004 bis zum 28. Februar 2005 insgesamt auf einen Positivüberhang medialer Berichterstattung von 16,4 Prozent.<sup>2</sup> In einer Studie des Wahlforschers Helmut Jung wurde Christian Wulff als „nahezu perfekter Ministerpräsident“<sup>3</sup> bezeichnet. Was aber macht einen „nahezu perfekten Ministerpräsidenten“ aus? Welche Eigenschaften besaß der Osnabrücker? Welche Strategien und Pfade schlug er ein, um einem so komplexen Land wie Niedersachsen nicht nur ein Regierungschef, sondern auch ein Repräsentant zu sein?

- 1 Zwischen 1999 und 2003 hatte Sigmar Gabriel den Titel als bislang jüngster Ministerpräsident Deutschlands inne.
- 2 Vgl. Research Politik Medien Tenor (Hrsg.): Newsletter. Politiker-Image. Fischer hat Medienschub an Wulff verloren, 17.03.2005, Lugano 2005, online einsehbar unter [http://www.mediatenor.de/newsletters.php?id\\_news=147](http://www.mediatenor.de/newsletters.php?id_news=147) [eingesehen am 24.11.2011].
- 3 Vorgestellte Ergebnisse einer Imagestudie des Wahlforschers Helmut Jung, Chef der Hamburger Gesellschaft für Markt- und Sozialforschung, im FOCUS. Vgl. Özgenc, Kayhan: Der Wohlfühl-Wulff, in: FOCUS Magazin, 14.01.2008.

spondent der *Nordwest-Zeitung* sowie der *Augsburger Allgemeinen* war, Pressesprecher der niedersächsischen CDU-Fraktion – am 26. Februar 2003 stieg er zum Regierungssprecher auf.<sup>91</sup> Glaeseker galt als einer der engsten Vertrauten des Ministerpräsidenten. Er war immer da, wenn es brannte: Verließen die Redakteure die Empore des Plenums zu früh, um die wichtigsten Meldungen in den Ticker zu geben, dann schickte Wulff Olaf Glaeseker hinterher, damit seine Botschaften im Vieraugengespräch noch zuvor vermittelt werden konnten.<sup>92</sup> Die Bedeutung des Staatssekretärs Glaeseker darf nicht unterschätzt werden. In den ersten Monaten des Jahres 2012 machte die Arbeit des Mannes im Hintergrund zahlreiche Schlagzeilen. Es kam heraus, dass Glaeseker für den Ministerpräsidenten ein weitläufiges Netzwerk unterhielt. Dieses Netzwerk beruhte offenbar auf einer breit angelegten Basis des „Gebens und Nehmens“. Wulff unterhielt über Glaeseker zahlreiche Zweckfreundschaften<sup>93</sup>, die ihm das Regieren im politisch zerklüfteten Niedersachsen leichter machen sollten. Glaeseker suchte die Nähe zu Stars und Sternchen. Er band sie geschickt ein, um den Ministerpräsidenten optimal vermarkten zu können. Wulff wurde zum Dauergast auf roten Teppichen, bei privaten und öffentlichen Empfängen. Der Regierungssprecher schaffte Aufmerksamkeit und stellte positive öffentliche Resonanz her. Glaeseker reüssierte auf diese Weise zur zentralen Instanz in der Landesregierung – zu Wulffs „siamesischem Zwilling“<sup>94</sup>.

### Vertraute in der Landespartei

Als engen Verbündeten hatte Wulff in der Partei seinen Generalsekretär David McAllister, denn seine Vorstandsmitglieder Krogmann und Pflüger wechselten in den Bundestag nach Berlin und ließen ein aktives Engagement in der Landespolitik vermissen.<sup>95</sup> Zwar war Wulff nach der fulminant gewonnenen Landtagswahl in der niedersächsischen CDU äußerst populär, doch eine vertrauliche Atmosphäre wurde nie daraus. Die Partei respektierte und achtete ihn, liebte ihn aber nicht.

David McAllister hingegen war Parteisolddat, zog für Wulff rastlos durch das Land, besuchte Kreisverbände, hielt deftige Reden und kümmerte sich um einen intensiven Kontakt zwischen Anhängerschaft und Landesspitze.<sup>96</sup>

David McAllister ist dort derart verwurzelt, dass es die Linken gruselt. Er wurde Schützenkönig von Bad Bederkesa, liebt es deftig, füllt die Bierzelte. Wenn die Bauern stampfen und grölen, schiebt Christian Wulff seinen Mann fürs Derbe nach vorn, und dann stimmt McAllister, ehemals Knabensopran im Berliner Staats- und

91 Vgl. Schütz, Hans-Peter: Ein Leben für Christian Wulff, in: *stern*, 22.12.2011.

92 So geschehen während der „Aktuellen Stunde“ am 12. November 2008 der SPD-Fraktion zum Thema „Die internationale Finanz- und Wirtschaftskrise – Zeit für eine aktuelle Denkstunde, auch für den niedersächsischen Ministerpräsidenten“. Anlass war der eine Woche zuvor von Wulff geäußerte Satz, dass eine „Pogrom-Stimmung gegen Manager“ in Deutschland zu verorten sei.

93 Vgl. Gutschker, Thomas: Ärger über das System Glaeseker, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28.01.2012.

94 Sturm, Daniel Friedrich: Christian Wulffs siamesischer Zwilling, in: *Die WELT*, 20.01.2012.

95 Vgl. Löwisch, Georg: Die Gesandten, in: *die tageszeitung*, 02.09.2005; vgl. auch: Graw, Ansgar: Staatsminister Friedbert Pflüger, in: *DIE WELT*, 04.08.2005.

96 Vgl. Wallbaum, Klaus: Das Präsidiale ist ihm noch ziemlich fremd, in: *Hannoversche Allgemeine Zeitung*, 19.09.2008.

Domchor, die Hymne an: „Wir sind die Niedersachsen, sturmfest und erdverwachsen.“ Man müsse „die Roten wegfeigen“, sagte er im Wahlkampf, und einen aus Gabriels Regierung nannte er einen „Oberschlauen, der viel Mist erzählt“.<sup>97</sup>

Mit der Gabe, polemisch zuspitzen zu können, kämpferische Reden zu halten und den eher raubeinig geprägten Teil der Basis zu begeistern, stärkte er Wulff den Rücken. McAllisters öffentliche Auftritte konnten kernig vermarktet werden, sodass der Eindruck entstand, der Fraktionschef und der Ministerpräsident würden an das Duo Hasselmann und Albrecht anknüpfen: Wulff in der Rolle des ehemaligen Regierungschefs Albrecht und McAllister als Hasselmann. Der junge Schotte glich Wulffs Schwächen im Umgang mit der Partei aus. Er war die Nummer zwei hinter Wulff und wurde – wenig überraschend – im Juni 2008 von Wulff zum Landesvorsitzenden der CDU in Niedersachsen vorgeschlagen. Fast einstimmig wurde McAllister von den rund 400 Delegierten gewählt.<sup>98</sup>



Abb. 32: Dem einen das Land, dem anderen die Partei.

### Techniker der Macht

Zur Umsetzung der politischen Vorhaben wurden die *Herrscher des Landtags*, die Abgeordneten der eigenen Mehrheitsfraktion, dringend benötigt. Es galt also, im Leineschloss von Hannover den Einfluss zu behaupten und die Gesetzesinitiativen der Regierung mehrheitsfähig zu machen. Für diese Aufgabe waren David McAllister als Fraktionsvorsitzender und seine Parlamentarischen Geschäftsführer, Bernd Althusmann und Björn Thümler,

97 Brinkbäumer, Klaus: Schnell denken, scharf schießen, in: *DER SPIEGEL*, 10.03.2003.

98 Vgl. Schütz, Hans Peter: Der schottische Herrscher von Niedersachsen, in: *stern*, 02.07.2010.